

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Presse. 1890-1944 1908

42 (25.1.1908) Unterhaltungsblatt Nr. 8

Die Wahl-Unruhen in Berlin.

= Die Arbeitslosigkeit in Berlin, unter der jetzt 60 000 Menschen leiden, hat großen Einfluß auf die Beteiligung an den Wahldemonstrationen. Indessen soll nicht vergessen werden, daß der Janhagel und die Rowdies, die sich in jeder Großstadt finden, jedenfalls das treibende Element bei den Unruhen sind, die jeden Tag fast zu Zusammenstößen mit der Polizei führen. Unser heutiges Bild zeigt den Beginn der Zusammenrottung, die am Dienstag nachmittag zu einem Strawall am Schiffbauerdamm führte.



Wahlrechtsdemonstration in Berlin

Zum 100. Geburtstage von David Strauß.

= Der theologisch-philosophische Schriftsteller David Friedrich Strauß war am 27. Januar 1808 in Ludwigsburg i. Württbg. geboren. Ursprünglich Theologe wandte er sich jedoch nebenbei philosophischen Studien zu und erregte bald durch seine kritischen alt- und neutestamentlicher Erzählungen großes Aufsehen. Seine kritische Bearbeitung des Lebens Jesu rief geradezu Sensation hervor und brachte



David Friedrich Strauß.

eine Reihe von Gegenschriften, auf die er wieder in „Streitschriften“ antwortete. Seine Stellung an der Universität Erlangen war indessen unhaltbar geworden und Strauß zog sich ins Privatleben zurück, nur seinen schriftstellerischen Arbeiten lebend. Ein Ruf an die Universität Zürich erregte in der Schweiz Stürme des Unwillens und Strauß wurde noch vor Antritt des Postens mit Pension in den Ruhestand versetzt. In einzelnen Schriften wandte sich Strauß dann zur Kritik der einzelnen Glaubensdogmen. Sein bedeutendstes, aber auch zugleich letztes Werk ist sein Bekenntnis „der alte und der neue Glaube“, in welchem er die Konsequenzen aus seinen bisherigen Schriften zog, mit dem Christentum brach und seine Weltanschauung auf Grundlage der materialistischen und monistischen Naturforschung aufbaute.

Der Geigenvirtuose August Wilhelmj.

= Der kürzlich in Wiesbaden verstorbene Geigenkünstler August Wilhelmj, über den im Hauptblatt schon einige Mitteilungen gemacht worden waren, gehörte zu den populärsten deutschen Violinspielern. Er war am 21. September 1845 zu Wifingen (Nassau) geboren und erhielt seinen ersten künstlerischen Unterricht in Wiesbaden, worauf er



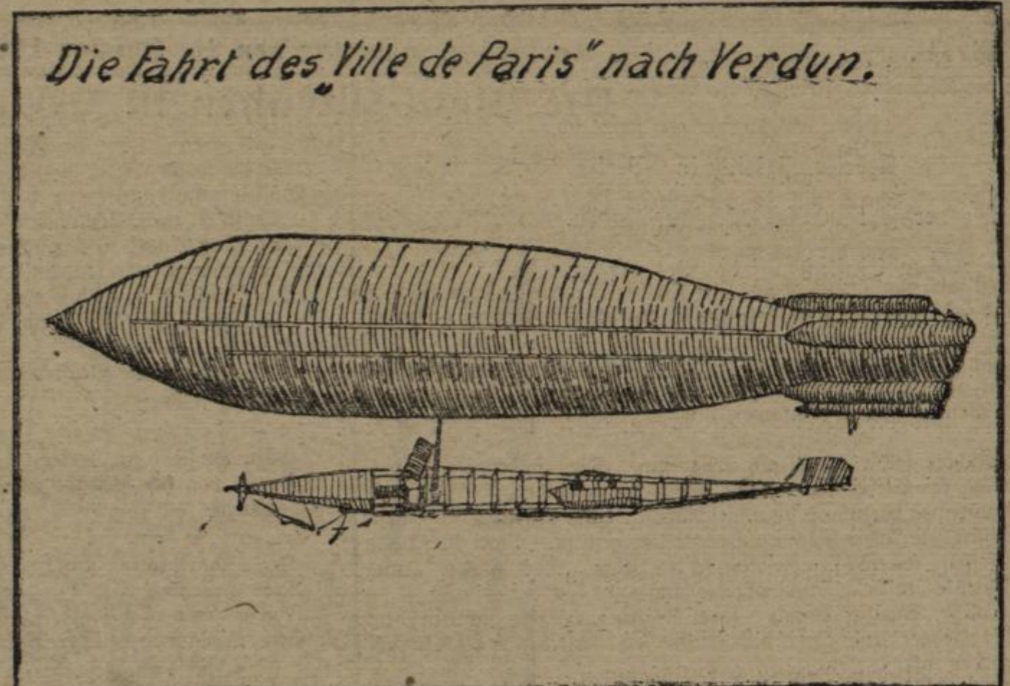
August Wilhelmj.

sich am Leipziger Konservatorium weiterbildete. Dort trat er auch zum ersten Male als Konzertspieler auf. Er war keiner von den Virtuosen im schlimmen Sinne; nächst seiner zuverlässigen Technik bewunderte man seinen ungewöhnlich großen und schönen Ton und den Ernst seiner Auffassung. Bezeichnend für ihn war es, daß er es im Jahre 1876 für eine Ehre hielt, an der Einstudierung der Nibelungen-Tetralogie in Bayreuth teilzunehmen und sich als Primgeiger an die Spitze des von Wagner berufenen Orchesters zu stellen. August Wilhelmj gehörte der bekannten Wiesbadener Familie an, deren Namen auch eine Schwägerin des Verstorbenen, Maria W., die des

kannte Konzertfängerin künstlerischen Glanz verleihen. Zu Viebrich a. Rh. gründete er eine Violinschule und ging dann als erster Geigenlehrer an die Guildhall-Musik-School nach London. In letzter Zeit betätigte er sich auch als Komponist.

Die Fahrt der „Ville de Paris“ von Paris nach Verdun.

„Ville de Paris“, der neue französische Militärballon, den der Patriot Mr. Deutsch de la Meurthe dem Staat als Ersatz für die entflozene „Patrie“ schenkte, hat vor kurzem die bedeutame Probefahrt von Paris nach Verdun in nicht ganz neun Stunden mit geringen Unterbrechungen zurückgelegt. An Bord befanden sich als Kommandant Mr. Bouttiau, ferner der Aeronaut Mr. Zerber-Kapferer und ein Mechaniker. Nachdem unterwegs ein undicht gewordenes Ventil die Fahrt auf kurze Zeit verzögert hatte, langte die „Ville de Paris“ wohlbehalten in Verdun an. Hier unternahm sie in den folgenden Tagen noch mehrere Aufstiege, die unter den bewundernden Blicken der Bevölkerung ebenfalls durchaus befriedigend verliefen. Den Rest des Winters wird das Luftschiff in Verdun zubringen, um seinen nächsten Aufstieg erst wieder bei schönem Frühlingswetter zu unternehmen.



Die Fahrt des „Ville de Paris“ nach Verdun.

Arme Bursche.

Von Koda Koda.

(Nachdruck verboten.)

Sein Vater war Schweinehirt gewesen. Man könnte eben so gut „Schweinebiel“ sagen, denn es ist im Grunde genommen dasselbe. Fekete Mischa hieß der Bader. Er starb im Lepoglavcr Zuchthaus, wo man so schöne Holzarbeiten schnitzen lernen kann, man muß nur lange genug Zeit haben zu lernen. Und Fekete Mischa hätte zehn Jahre Zeit gehabt — wenn er nicht früher gestorben wäre.

Schandor wohnte samt seiner Mutter bei dem früheren Gehilfen Mischas. Sechs Jahre war er alt und ergriff schon das Geschäft seines Vaters.

Die Erziehung, die ihm Djuri, der Gehilfe, angedeihen ließ, war vorzüglich. Er lernte nach und nach, wie man seine Spuren verwischt, wie man Hantelstride in Zeit brüt, um sie den fremden Hunden zur Zerstreuung vorzuwerfen. Er sammelte bald eine Menge andere Hirten, bemooste Häupter, Helden in ihrem Fache. Er sammelte die Schleidwege im Wald, wußte die Markttage auswendig, sammelte Schweinehändler, die nicht viel nach dem Woher fragen, wenn sie kaufen — und die bösen Gendarmen. Und Schandor lernte auch schreiben. Es ist sehr nützlich, wenn man schreiben kann. „Schwager Djuri“ zum Beispiel kam so gut, daß er sich selber die Viehpässe für seine Beute anfertigt — auf Mantelten, die ihm der Zamopolter für teures Geld verkauft.

In seinem zehnten Lebensjahre genos Schandor das Veritaun seines Viehweilers so weit, daß Djuri auf Abenteuer ausging und Schandor allein bei der Herde blieb. Da kamen die Gendarmen. Sie witterten etwas — und dann sehen sie immer nach allerlei. Sie gehen im Bezirk umher und wollen jeden Hirten von Angesicht zu Angesicht sehen.

„Wo ist „Schwager Djuri“?“ fragte der Korporal mit dem schwarzen Vorkbart.

„Beim Vater in Moslawah.“

„Schweig' still, Bursche, 22 ist nicht dort!“

„Der Mutter hat er gesagt, er geht nach Moslawah“, entgegnete Schandor und heuchelte kindliche Unsquid.

„Wann hat er das gesagt?“

„Heute früh.“

„Und wo ist er gestern gewesen?“

„Zu Hause.“

Da bekam Schandor einen Kolbenstoß vor die Brust, daß er zur Erde fiel. — Solch ein kleiner großer Lügner! Als ob man den Djuri nicht gestern in Bottschin gesehen hätte!

Der Rube stand wieder auf — um keinen Schatten blässer.

„Wo war Djuri gestern?“

„Zu Hause.“

„Na, warte!“

Flugs hatte er Eisen um die Handgelenke, und die Gendarmen drohten ihm mit Schlägen und Qualen. Er aber gab immer die eine Antwort: „Mein Vater ist zu Hause gewesen.“

Der Wachtmeister zog eine Nadel aus seiner Tasche und dem Kleinen den Stiefel vom Fuße.

„Wo war Djuri gestern?“

„Zu Hause.“

Und schon hatte der schwarze Gendarm das Bein ergriffen, der Korporal hielt den Jungen fest, und tief ins Fleisch unter den Nagel drang das spitze Eisen.

Die zwei Weimen sollen sich nun vor ihm hüten. Denn in zehn Jahren wird er groß und stark sein — und vergessen wird er's nicht.

Wenn der Hirt am Morgen zum Trieb sein Horn bläst, da kann es geschehen, daß die Bäuerin sehr unangenehm überrascht wird. Sie kommt die Schweine herauszulassen, doch sie sind weg, der Stall ist leer, der Zaun durchbrochen, und über den Garten, über das Feld führen die Spuren von sechs Männerfüßen bis an die Straße. Von dort an aber ist nichts mehr zu finden. — Da kommen die Wächter der Sicherheit, messen mit wichtigen Mienen die Stapsen, schütteln die Köpfe und flüstern leise. — Sie gehen zum nächsten Verdächtigen und treiben ihn zu Hause. Sie suchen zwei Meilen weit — und finden nichts. Die Schweine sind verschwunden, als hätte sie die Erde verschlungen.

Der Gendarmatposten in Krawiwe hat fünf Mann Besatzung. In der Nacht vom 23. auf den 24. Januar 1883 waren sie alle zu Hause, denn erstens schneite es, daß man die Hand vor den Augen nicht sehen konnte, und zweitens, ja, zweitens sollte morgen die große Zuchthaus geschloßet werden. — In dieser dunklen Nacht aber war die Sau gestohlen worden und der Schneesturm hatte alle Anhaltspunkte verweht. Man hatte nicht einmal etwas, worüber man den Kopf schütteln konnte. Gespött aber gab's genug.

Am Morgen kam ein Wirt des Ortes in die Kaserne und meldete, Fekete Schandor habe mit zwei seiner Genossen bis Mitternacht gezecht und sei dann mit dem Rufe aufgedrochen: „Nun gehe ich des Wachtmeisters Viehste entführen.“ Der Wirt habe mitgelacht. Er habe es auf die hübsche Frau bezogen — und auf die Sau war's gemünzt.

Der Wachtmeister ergriff seinen Karabiner, der Korporal auch, und schon waren sie des Wegs nach der Frau. Sie kamen Schandors Pfad. Zwei Stunden warteten sie durch den Schnee. Als sie am Rande der bestrochten Weiden waren, konnten sie nicht weiter.

„Wir ruhen ein paar Minuten aus und suchen dann die Spuren, denn im Wald kann sie der Schnee nicht verweht haben.“

So taten sie. Sie strichen quer durch das Gehölz. — Nach kurzem Marsche ergriff der Schwarze den Monden am Arm. „Was ist das?“

„Ein Fleck im Schnee.“

Ein Kohlenfeuer war's. Der Schnee war darauf geschmolzen.

Und schon lag der Wachtmeister auf dem Boden und schon trachte ein Schuß, der den Korporal in die Brust traf.

Schandor aber rief ein lautes „Guten Morgen“ und verschwand schnellen Schrittes. Er hatte die Kohlenfeuer geschickt angelegt. Der Streich war gelungen.

Von der nachfolgenden Patrouille ward der Korporal nach Hause gebracht. Die Verwundung war schwer, doch er genas.

Man hörte nun viel von Fekete Schandor. Er fand vier — fünf Genossen und alle wurden „arme Bursche“. Sie lebten im Walde.

Wenn sie Hunger spürten, wendten sie nachts den nächsten Gutsherrn oder Verwalter aus dem Schlafe und bekamen Speck, Brot, Pulver, Paprika und ein paar Gulden für Stiefel. — Was braucht ein armer Bursche mehr.

Und hätte einer den tollen Gedanken gefaßt, die bescheidene Forde- rung zu verweigern und seine Speditionskarte mit dem Leben zu ver- binden — er würde keinen zweiten, ebenso Verrückten gefunden haben, der ihm geholfen hätte. Einem armen Vurschen entgegenzutreten! — Das heißt das eigene Vieh totschlagen, das eigene Haus anzünden, sich selbst zu verbrennen. Die armen Vurschen kommen und gehen, und wen sie besuchen, den schweigst still.

Nur der Richter von Tschepin schwieg nicht. Er kannte die Gäste, die da in des Tschepiner Hirten Hütte tranken und jagten.

„Heute leb' ich, morgen sterb' ich,
Meinem Schicksal nichts vererb' ich
Als mein Lodenhaar.
Heute küß' ich, heute trink' ich,
Geißta, fröhlich, morgen sink' ich
Auf die Totenbah!'“

„Singt nur, ihr Trunkenbolde, die Tagta ist mein!“ sagte sich der Richter und fuhr mit seinen fünf Knien um die Gendarmen zu hulen.

Als die Gäste kamen, gab's kein Licht mehr in der Hütte. Sie hielten Rat, ob sie den Morgen abwarten sollten. Der Richter aber drängte. Wenn sie heute entkommen und erlöset, was geschehen war, dann —

Der Richter selbst drang als erster ein. Die anderen folgten. Schandor lag im Stroh und schlief. Er ward gebunden. — Mit dem zweiten Kampfen verfuhr sie ungeschickt: Er hatte rittlings auf einem Stuhl gesessen, die Hände schwebend auf die Lehne gestützt. Statt ihm beide Hände zu fesseln, fesselten sie ihn bloß an die Lehne. Der Räuber sprang auf und stürzte mit dem Stuhl auf die Angewieser los.

Feuerblitze, Schüsse, Rauch. Zwei Männer wälzten sich auf dem Boden: der Richter und einer der Verbrecher, derselbe, der so schlecht gefesselt worden war.

Schandor blieb, alle übrigen entkamen. Mit Schandor wollte der Korporal noch ein Wörtchen reden.

Man machte Licht und hob die Toten und den Gefangenen auf des

Nichters Wagen. Den Leichnam des Richters nahm die weinende Witwe in Empfang. Die Gendarmen fuhrten weiter. Bei der Brücke über die Njeka hielten sie an. Der Korporal zog seinen Feind vom Wagen und ließ ihn auf die Straße fallen. Mit dem durchgestochten Bajonett drehte er die Handschellen zusammen und fesselte Schandors Füsse. Wahrscheinlich, ein Glück für ihn, daß er das getan, denn plötzlich stürzten die Handschellen zu Boden. Schandor hatte sie zerissen.

„Schuff!“ brüllte der Gendarm, und ehe ein Atemzug getem war, hatte Schandor neue Ketten.

Eine Stunde wider Fahrt, dann lag der Räuber bis zur Unbeweglichkeit gebunden auf der Brücke.

Als die Leute wieder gingen, die gefommen waren, um das Wunder der Wälder anzusehen, trat der Korporal in den Arrest.

„Weißt du noch, Schandor — vor zwei Jahren im Kratwiger Wald? Bei der hohlen Eiche? Da hast du auf mich geschossen. Hättest du damals besser getroffen, so wär ich dein. Nun bist du aber mein.“

Der Räuber lag da wie eine störrische Bestie und antwortete nicht. „Ja, Freundchen, die Zeiten ändern sich. — Was, du schnappst nach meiner Hand?“

Er rierte auf die Brust des Gefesselten nieder und schlug ihm die Faust ins Gesicht.

Schandor starb im Kerker.

Er sei von der Britische gefallen und habe sich totgeschlagen, sagte der Gendarm.

Der Staatsanwalt sprach: „Ich werde den Korporal von Kratwige auf Roed anklagen.“

Ein anderer aber sagte: „Lassen Sie solche Scherze, Herr Kollege! Ist eben ein Räuber weniger in Slavonien.“

Diese Geschichte hat vor vielen anderen den Vortzug, da sie buchstäblich wahr ist. — Korporal Ivan Gerba, der jetzt als Kaufmann in Wela lebt, könnte sie bestätigen — wenn er wollte.

Die neue Bahnverbindung zwischen dem Großen- und Atlantischen Ozean.

— Kürzlich wurde in Mittelamerika eine Eisenbahn dem Verkehr übergeben, die die beiden größten Meeresküsten der Erde, den Stillen und den Atlantischen Ozean, miteinander verbindet. Die neue Strecke führt vom Hafenorte Puerto Barrios im Atlantischen Ozean nach der Hauptstadt Guatemala, von wo bereits ein Schienenweg nach St. Josef an der pazifischen Küste führt. Die Bahn ist erbaut und wird betrieben von der Transkontinentalen Eisenbahngesellschaft. Der erste in Guatemala einlaufende Zug wurde mit großer Feierlichkeit in Anwesenheit der Behörden und der Vertreter auswärtiger Mächte begrüßt.



Allerlei.

— **Telephonheimlichnis.** Die Zeitschrift für Schwachstromtechnik schreibt: Durch die allgemeine Anwendung des Telephons hat sich die Zahl der Möglichkeiten, fremde Gespräche zu belauschen, unendlich vermehrt und die Gefahr für den einzelnen, dadurch zu Schaden zu kommen, außerordentlich vergrößert. Die Frage, ob zufällige oder absichtliche Kenntnisnahme fremder Telephongespräche den Hörer zur Geheimhaltung rechtlich verpflichtet, ist daher in unserem Geschäftsleben zu einer recht wichtigen Angelegenheit geworden. Da mag eine kürzlich in New-York gefallene richterliche Entscheidung von allgemeinem Interesse sein. In einem Logierhause hatte die Frau des Verwalters öfters ihren Telephonapparat in die Leitung eines Mieters eingeschaltet, dessen Gespräche belauscht und weitergetragen. Als der Mieter davon Kenntnis erhielt, zog er ohne Entschuldigung aus. Der Vermieter klagte auf Zahlung der Miete für vier Monate und wurde abgewiesen. In der Begründung bemerkte der Richter: „Das Telephon ist nichts anderes als eine Art Erweiterung der häuslichen Abgeschlossenheit durch den Draht. Es hat das Stadium des Versuchapparates längst überschritten und ist heute ein wirklicher, lebendiger Teil unseres Lebens. Es drückt Seele und Sinn unserer Wünsche aus. Die Herzöne der menschlichen Stimme sind über den Draht so fühlbar, wie wenn eine Person unmittelbar mit der andern spricht, und der Apparat kann alle Gemütsäußerungen der menschlichen Stimme wiedergeben. Wo der Apparat in einem Mietzimmer angebracht und als Anreiz zur Miete verwandt wird, da muß er als ein Bestandteil der Heiligkeit des Heims betrachtet werden, der an unsere Heimlichkeiten und Geheimnisse teilnimmt und uns mit denen teilt, die wir lieben. Wird der vorliegende Mißbrauch getrieben, so liegt ein Eingriff in den Frieden und die Ruhe unseres Heims vor,

die unser allgemeines Recht verbürgt, er ist schlimmer als Horchen an der Tür, verwerflicher als Verleumdung und für den Mieter verhängnisvoller als irgend ein Schaden, den der Vermieter seinem Kunden zufügen könnte.“ Ein weiser und gerechter Richter!

* **Die „Trinkfestigkeit“.** Die Berliner Klinische Wochenschrift berichtet über eine Schrift von Dr. Meinert, betitelt „Die „Trinkfestigkeit“ vom ärztlichen Standpunkt aus,“ in folgenden Ausführungen: Als Trinkfest gilt nach Meinert ein jeder, der betauschende Getränke in jeder durch die Situation geforderten Menge zu trinken vermag, ohne betrunken zu werden. Die Trinkfestigkeit wird durch Übung im Trinken erworben und läßt sich nur durch einmüßigen fortgesetzten Übung im Trinken behaupten. Meinert tritt dafür ein, daß die Trinkfestigkeit nicht länger als eine Variante der Mäßigkeit, sondern vielmehr als eine besonders heimtückische Form des chronischen Alkoholismus angesehen werden muß. Auf Rechnung der Trinkfestigkeit sind außer den chronischen Erkrankungen der Nerven, Magen- und Darmschleimhaut die Magenverengung und Magenverlagerung und die Disposition zu Magen- und Darmkrebs zu setzen. Meinert stellt in seiner Schrift 92 Trinkfeste 32 Mäßigen gegenüber, um auf diese Weise den Nachweis zu führen, daß die Trinkfesten nur eine Annäherung auf 56 Jahre haben gegen 63 bei den Mäßigen. Doch lassen die kleinen und außerdem in ihrer Höhe nicht vergleichbaren Zahlen einen einigermaßen bestimmten Schluß nicht zu.

* Eine geharnischte Epistel an seine Widersacher veröffentlicht in dem in Neuenbürg im württembergischen Schwarzwald erscheinenden Bezirksamtblatt „Der Enztäler“ ein Herr Chr. Wacker. Die Kundgebung lautet: „Schon einige Zeit sind über meine Persönlichkeit Gerüchte im Umlauf, die an Gemeinheit und Schleichigkeit aller Beschreib-

ung spotten. Es ist mir lieber bis dato noch nicht möglich gewesen, wegen Mangels an sicheren Zeugen, solche Verleumdungen dem Gericht zu übergeben. Ich sehe mich nun genötigt, mich auf diesem Wege zu verteidigen, indem ich sämtliche, die über meine Persönlichkeit sich solche Schleichheiten erlaubt haben, als ein ganz gemeines, niederträchtiges Gefindel erkläre. Dieses Gelichter möge in seinen Reihen Umschau halten, da ist die Sorte von Menschen zu finden, welche solcher Schandtaten fähig sind. Durch obige Erklärung gebe ich nun dieser Sorte von Menschen Gelegenheit, mich vor den Richter zu zitieren. Noch eins. Sollte sich nochmals jemand unterstehen, gleich welchen Standes, mir ins Haus zu laufen, um in dieser Sache Zuträger zu sein, ohne daß derselbe es auf seinen Eid nehmen kann, werde ich von meinem Hausrecht so Gebrauch machen, daß ich für sein Leben nicht garantieren kann. — An Deutlichkeit läßt dieser Horn nichts zu wünschen übrig. Es ist ordentlich erschreckend, endlich einmal einen Kanadier zu hören, der Europäers überlindete Höflichkeit nicht kennt.

Das „Siesta“ in Madrid. In der spanischen Hauptstadt fand dieser Tage eine wunderliche Zeremonie statt, die man „La toma de almohada“, „das Plaknehmen auf dem Postersissen“ nennt. Der feierliche Akt verleiht den „Señoras Grandes de España“ das Vorrecht, in Gegenwart der Königin im Sessel sitzen zu bleiben — ein Privileg, ähnlich dem der Herren Grandes, die vor dem Könige bedeckten Hauptes erscheinen dürfen. Die Hofberichte erzählen, daß sich eine stattliche Schar von Damen der höchsten Aristokratie zum Empfang dieser Art

weiblicher Mittelwürde im Saal eingefunden hatte. Diejenigen, welche der Auszeichnung von früher her teilhaftig waren, warteten, — die Besetzung denke nur, zu welchen Grausamkeiten die spanische Etikette führt, — nach dem Alter aufgestellt, im Saal, bis endlich die Königin herbeikam, auf dem mittelften der zahlreichen mit purpurnen Stoffen bedeckten niederen Postersissen Platz nahm und dann zu der jurefidelitenden Versammlung gewendet kurz aber büßig sagte: „Sentaos!“ („Sitz Euch!“) Nach einigen weiteren Umständen findet ein Kammerherr den Eintritt der ersten Dame an, die neu in den Kreis aufgenommen werden soll: „Señora! La duquesa de Medina de Rioseco.“ Die also Gemeldet erscheint, von ihrer Festpatin, der Duquesa de Santa Mauro herbeigeführt. Beide Herzoginnen machen eine Reihe gemeinsamer vorgeschriebener Verbeugungen und Kniege, und die Königin spricht wieder ihr lakonisches „Sentaos!“. Die Neuaufgenommene nimmt den Sitz gegenüber der Königin ein und wird in eine kurze Unterhaltung gezogen. Dann hat sie sich bald wieder zu erheben, die Hand der Herzogin zu küssen und sich auf ganz die gleiche komplizierte Art, wie sie gekommen war, von der Patin zu einem entfernteren Postersissen führen zu lassen. Neunzehnmal wiederholte sich so dieselbe Szene, bis der Krang der Señoras Grandes um neunzehn neue Blüten vermehrt war. Nun sind es insgesamt ihrer zwanzig in Spanien, die sich selbst vor der Königin nicht vom Sitze zu erheben brauchen — wenn sie nicht wollen.

Die Schiffsunfälle bei Hoek van Holland.

— Die Schiffe der englischen Great Eastern-Eisenbahngesellschaft, die den Verkehr zwischen London und dem Kontinent über die Linie Harwich—Hoek van Holland vermittelt, scheinen von einem besonderen Mißgeschick dauernd heimgesucht zu werden. Noch ist in aller Erinnerung die furchtbare Strandungskatastrophe, durch die in der Nacht vom 20. zum 21. Februar vorigen Jahres der Dampfer „Berlin“ dieser Linie an der nördlichen Mole bei Hoek van Holland zugrunde ging, wobei ein großer Teil der Passagiere ums Leben kam. Am 18. Januar dieses Jahres kam nun ein Schwester Schiff der „Berlin“, die „Vienna“, an der Südmole von Hoek van Holland fest, glücklicherweise ohne daß Menschen dabei umkamen, und am 22. Januar stieß unweit Goeks ein anderes Schiff jener Linie, die „Amsterdam“ mit einem Dampfer „Arminster“ zusammen und wurde schwer led. Nach den ersten Meldungen hatte es den Anschein, als ob ein Boot, in dem sich mehrere Passagiere sowie einige Leute der Besatzung, insgesamt



28 Personen zu retten versuchten, verloren wäre. Das Boot wurde jedoch rechtzeitig von einem norwegischen Dampfer aufgenommen, so daß wenigstens bei diesem Unfall keine Menschenverluste zu beklagen sind.

Rätselleke. Rätselhafte Inschrift.



Rätsel.

Bäume und Felsen belebte ich einst, aus dem Schlafe sie weckend; Weht mir ein Zeichen voran, fern' ich in Schummer die Welt.

Königszug.

son	licht	schein	das	ger	am
der	nen	sch	zu	ist	mor
frist	nachts	je	te	nicht	das
da	mer	du	sich	het	ein
ad	ein	stell	vor	ben	ge
mal	getis	nur	bist	her	hat

Auflösungen folgen in nächster Samstagsnummer.

Auflösung der Rätsel-Gee in Nr. 6.

Fexierbild: Link zwischen den Baumstämmen, auf dem Kopfe stehen.
Rätsel: Gastein, Ein Gast. Charade: Altklug.
Buchstabenrätsel: Gimpel, Gimpel, Wimpel.

Nichtige Auflösungen sandten ein:

K. und A. Bräuninger, Frh. Debold, Willy Raib, Hildegard Müller, Rudolf Wilhelm Müller, Elsa Thomas und Franz und Frh. fämtlich in Karlsruhe.

Für die Redaktion verantwortlich: A. Frh. v. Sedendorff, Druck und Verlag von Ferd. Hergarten in Karlsruhe.